Liebe Mit-Schweizerinnen und Mit-Schweizer

So darf ich Sie heute zum ersten Mal öffentlich ansprechen. Meine ersten beiden Reden zum Nationalfeiertag hatte ich noch als Nicht-Schweizer gehalten: 1967 in Langnau im Emmental und 1973 hier in Witikon, damals noch auf dem Areal des Looren-Schulhauses. Als Betrachtungen eines „theologischen Fremdarbeiters". Besonders berührend waren die Umstände im Emmental. Nachdem ich als Deutscher circa drei Monate im Dorf war, kam der Präsident des Ortsvereins zu mir und sagte: „Herr Pfarrer, sid ihr parat für d'Asprach am erschte Augschte?". Als ich ihm verwundert zu bedenken gab, dass ich das als „fremde Fötzel" doch gar nicht könne, meinte er nur: „Das het gäng de Pfarrer bi üs gmacht. U d' Frou isch ja Schwizere." Er meinte wohl: „D'Frou soll ihm das Züg doch einfach ufschribe". Heute kann ich Ihnen versichern, dass ich meine Rede selbst geschrieben habe.

Etwas anders war es dann ein paar Jahre später in Witikon. Als es darum ging, mich im Quartier-Anzeiger und im Kirchenboten vorzustellen, sagte mein älterer Pfarrkollege: „Mir schribed besser nid, dass du von Dütschland bisch. Das macht sich nid e so guet. Witike wird ohnehin scho Schwabehügel gnennt." Im Jahr darauf durfte ich aber dann doch die Ansprache zum 1. August halten. Für mich waren beide Erfahrungen Ausdruck einer erstaunlichen Offenheit und Toleranz der Bevölkerung.

Damals erschien mir die Aufgabe leichter, als ich noch nicht ganz dazugehörte. Leichter, gleichsam „von aussen", das besondere dieses schönen Landes zu betrachten, seine Eigenheit mit den vier Sprachregionen etwa, aber auch alle seine Klischees. Leichter als heute, wo ich mich seit über zehn Jahren in dieser direkten Demokratie mitverantwortlich fühle für das, was hier geschieht. In den letzten Tagen habe ich mich schon gefragt: „Auf was hast du dich da eingelassen mit dieser Rede?!" Lieber zehn Predigten als eine Rede zum Nationalfeiertag! Neulich traf ich Witiker in der Stadt, die mir erwartungsvoll zuriefen: „Mir chömed dänn au go lose." Als ich ihnen sagte. „Ich weiss ja noch gar nicht, was ich da überhaupt sagen soll", meinte einer; „Du musst nur sagen: Eiger, Mönch und Jungfrau, Amen."

Ja, wenn es wirklich so einfach wäre! Denn darin sind wir uns wohl alle einig: Dass es ein grosses Privileg ist, in diesem wunderschönen Land leben zu dürfen. Das wurde mir gerade erst wieder sehr bewusst bei einer Reise durch die eintönige, topfebene Landschaft der baltischen Staaten. Auf kleinstem Raum können wir hier landschaftliche Schönheit in grosser Vielfalt geniessen. Doch auf das können wir uns nichts einbilden. Dafür können wir nur dankbar sein – und zur Erhaltung der Schönheit Sorge tragen. Gerade heute eine Aufgabe von grösster Dringlichkeit! Die Natur ist wohl unser grösstes Kapital!

Als Mit-Schweizer habe ich mich diesmal ganz neu gefragt: Was ist es denn, das unsere Identität als Schweizer ausmacht? Ist es die Sprache? Ist es die Herkunft? Obgleich ich schon mehr als 40 Jahre in diesem Land lebe: Wenn ich mein bestes Schweizerdeutsch hervor nehme, um am Kiosk ein Tram-Abo zu kaufen, antwortet mir die junge Verkäuferin meist in schweizerischem Hochdeutsch. Und ich weiss

einmal mehr: Roter Schweizer Pass hin oder her – hier gelte ich als Deutscher. Ein „Papierli-Schwizer“, sagen manche etwas herablassend. Bin ich aber beim Klassentreffen in Deutschland, so grinsen meine ehemaligen Schulkameraden, wenn ich den Mund aufmache, und sagen: Was sprichst du für ein komisches Hochdeutsch?“ So sitze ich zwischen allen Stühlen. Ein Schweizer Freund sagte mir auf meine Handy-Combox: „Soweit kommt es jetzt also schon, dass Eingebürgerte unsere Nationalfeiertags-Rede halten.“ Er meinte das zwar scherzhaft. Doch schwang wohl ein Körnchen kritischer Verwunderung darin mit.

Immer öfter begegnen uns auch durch die Medien Mitbürger, die zwar ein einwandfreies Schweizerdeutsch sprechen, deren Name aber signalisiert, dass sie in einem ganz anderen Teil der Welt ihren Ursprung haben. „Papierli-Schwizer“ auch sie! Umgekehrt weiss ich radebrechender Schweizer aus der der Familienforschung, dass meine Vorfahren, Trachsel mit „ch“, Berner Oberländer in der Lenk waren. Schon im 17. Jahrhundert wurden sie als Täufer von der eigenen Regierung aus dem Land getrieben. Warum erzähle ich Ihnen das alles? Weil es ganz vielen Mit-Schweizern heute so ergeht wie mir! Und weil es ganz vielen Ihrer Vorfahren genau so ergangen ist: Dass sie einmal von anderswoher in dieses Land kamen, ihre Nachkommen aber längst „verschweizert“ sind und sich vielleicht heute auch ein wenig erheben über die vielen „Papierli-Schwizer“.

Dieses Volk ist gar nicht so „rein schweizerisch“ im Sinne von „Blut und Boden“. Wenn man die ganz echten, uralten, bis in die Zeiten des Bundesbriefs zurückgehenden Schweizer erfassen und ihnen ein Schweizerkreuz auf den Rücken malen wollte, sie wären in der Menge wohl leicht abzuzählen. Die Identität des Schweizer-Seins hängt offenbar weder am Stammbaum noch am sauberen Dialekt – und ist wohl auch früher nicht einfach dran gehangen. Immer wieder haben Menschen aus anderen Ländern dieses Volk bereichert und vieles von ihrem eigenen, ursprünglich fremden Hintergrund hier eingebracht.

Ich liebe dieses Land und möchte in keinem anderen lieber leben! Aber ich weiss auch, dass ich das, was ich von meiner deutschen Herkunft und Erfahrung mitbringe, nicht einfach über Bord werfen muss, um ein „echter Schweizer“ zu sein. Dieses Land war immer multikulturell – nicht nur im Blick auf die vier Sprach- und Kultur-Regionen, sondern auch im Blick auf den Zuwachs von Menschen anderer Länder und Kulturen. Und es ist wohl das grösste Gütezeichen dieser gemeinsamen „Confoederatio Helvetica“, dass sie bis heute die Kraft hat, Menschen anderer Herkunft zu integrieren und am politischen System aktiv zu beteiligen.

Das bedeutet andrerseits aber auch, dass immer weniger Schweizer sich heute mit ihrem Schweizer-Sein total identifizieren. Sie „glauben“ nicht an die Schweiz, weil die Schweiz kein religiöser Glaubensinhalt ist. Total-Identifikationen waren mir immer suspekt. Ein totaler Patriotismus oder ein totaler Konfessionalismus haben etwas Ideologisch-Dogmatisches und auch Gefährliches an sich. Eine ältere Freundin fragte mich im Hinblick auf die diesjährige Bundesfeier: „Warum ist eigentlich Gott in der Bundesverfassung? Das könntest du als Theologe uns in deiner Rede doch mal er-

klären.“ Ja, warum kommt Gott immer noch in der Präambel vor? Nicht etwa, um festzustellen, alle Bürger müssten sich mit einem Gottesglauben identifizieren, und Atheisten hätten hier keinen Platz. Der Bezug auf Gott ist vielmehr als Korrektiv gemeint. Nichts in dieser Welt, kein Heimatland und auch keine Kirche, darf sich als letzten und höchsten Wert ausgeben! Alles hat seinen Platz nur als „Vorletztes“. Gott in unserer Verfassung ist eine Absage an alle totalitären Tendenzen. Am schärfsten aber eine Absage an Totalitarismen, die sich mit dem Namen Gottes bemänteln.

Was macht nun aber die Identität dieses Landes als „Gemeinwesen Schweiz“ aus? Was ist es, das Schweizer über ihren Pass und ihr Stimmrecht hinaus verbindet? Viele tun sich heute schwer mit einer Antwort. Gibt es überhaupt noch eine „schweizerische Identität“? Hat nicht die wirtschaftliche Globalisierung längst alles Besondere eingeebnet – so dass nur noch Trachtenvereine, Fahnenschwinger und Treichler das Eigenständige mühsam verkaufen? Adolf Muschg hat kürzlich darauf hingewiesen, dass tatsächlich die traditionellen Identitäts-Faktoren wanken: das Schweizer Bankgeheimnis und die Schweizer Miliz-Armee! Früher gehörte auch die Swissair dazu. Einmal waren dies Grössen so etwas wie die „Heiligen Kühe“ der Nation. Zur heiklen Frage des Bankgeheimnisses möchte ich mich lieber nicht äussern was die Armee betrifft, so ist sie nach Ende des Kalten Krieges wirklich in einer Krise. Wir sind jetzt – wie es jemand treffend sagte – ja ringsum „von Freunden umzingelt“.

Aber wenn wir uns fragen: „Worauf können wir als Schweizer denn wirklich stolz sein?“, so merken wir vielleicht, dass es darauf noch andere Antworten geben könnte als „Bankgeheimnis“ und „Armee“. Oder sollten wir denn wirklich nur stolz sein können auf Geld und Waffen? Ich bin stolz darauf, ein Glied des Schweizer Gemeinwesens zu sein, weil seine demokratischen Grundrechte den Schutz von Minderheiten und die Würde des Menschen garantieren. Weil sich hier – trotz Fundamental-Demokratie – nicht einfach ein Populismus durchsetzen kann, der sich über die Menschenrechte stellt und, um ein Beispiel zu nennen, etwa mit Mehrheiten die Todesstrafe einführen oder ganze Gruppen zu Menschen zweiter Klasse erklären könnte. Aber ich kann nicht stolz sein auf mein Land, wenn hier sozial Schwache pauschal diffamiert und an den Rand gedrängt werden. Ich bin stolz auf dieses Land, weil es sich mit seiner politischen Neutralität für Verständigung zwischen verfeindeten Positionen, für internationale Friedensarbeit und Menschenrechte engagieren kann. Aber ich bin nicht stolz auf mein Land, das zu den reichsten der Erde gehört, wenn es die an sich schon kleine Entwicklungshilfe noch kürzt, die Milliarden-Interessen der Grossunternehmen schützt und aus Angst um die eigenen Geschäfte Menschenrechtsverletzungen nicht deutlich ausspricht.

Das, worauf ich stolz bin, was sich in der Geschichte als „schweizerische Identität“ herausgebildet hat, ist diese Wahrung der Rechte von Minderheiten, diese Solidarität mit den Schwachen und dieses Eintreten für den Frieden. Dafür steht immer noch das Kreuz in der Landesflagge. Es sind jene Grundwerte, die ihre Wurzeln im Evangelium haben. Aber gerade diese Werte sind heute gefährdet. Vielleicht noch mehr als das Bankgeheimnis und die Armee. Gefährdet nicht durch die ausländische Wohnbevölkerung, nicht durch die EU und nicht durch den Islam. Sondern durch ei-

ne Wirtschafts-Mentalität, die das Leben nur noch an materiellen Gewinnzahlen misst. Die den Profit ins Zentrum stellt und alle Lebensbereiche - auch die Kunst, die Schule und die Kirche – damit überzieht. Die die Nöte der Menschen an sogenannte Kompetenzzentren delegiert und spontane Handlungen der Menschlichkeit und Liebe als „Gutmenschentum“ lächerlich macht. Und wenn etwas irgendwo schief geht, sofort dabei ist, Schuldige zu suchen und zu brandmarken, statt aus den Fehlern zu lernen. Mit diesem ökonomischen Herrschaftsdenken meine ich nicht etwa den Wohlstand, den Schweizer durch Qualifikation, Qualitätsarbeit und Fleiss schaffen. Es ist vielmehr eine globale Gier, die sich unseres Geistes heute bemächtigen will. Weil wir aber irgendwo materiell fast alle davon profitieren, scheinen wir nur wenig Kraft zum Widerstand aufzubringen.

Und doch: Dieses Volk hat schon andere Herausforderungen bestanden. Wir werden auch diese bewältigen. Daran glaube ich darauf hoffe ich. Und damit bin ich bei meinem abschliessenden Geburtstagswunsch: Dass dieses Land noch mehr und wodurch auch immer eine geistige, eine spirituelle Erneuerung erlebt. Eine Neuorientierung, die den Grössen des Geldes und der Waffen die Werte des Lebendigseins und der nicht berechnenden Liebe zur Seite stellt. Ich danke Ihnen.